

(Nachdruck verboten.)

691

Die Mutter.

Roman von Maxim Gor'ki. Deutsch von Adolf Heß.

In ihrer schweren Schlaftrunkenheit hörte die Mutter dumpfe Schritte auf der Straße, im Flur. Die Tür wurde behutsam geöffnet, ein leiser Anruf ertönte:

„Tatjana . . . Hast Dich schon hingelegt?“

„Nein.“

„Aber sie schläft?“

„Sicher.“

Ein Licht flammte auf, zitterte und erkrank in der Finsternis. Der Bauer trat aus Bett der Mutter und legte den Schafpelz zurecht, der ihre Füße einschülte. Diese Zärtlichkeit rührte die Mutter wegen ihrer Einfachheit, und sie schloß lächelnd wieder die Augen. Stephan entkleidete sich schweigend und kletterte auf die Britsche. Es wurde still.

Die Mutter lag, gespannt auf das träge Schwanken der träumerischen Stille lauschend unbeweglich da, und vor ihr bewegte sich in der Finsternis das blutüberströmte Gesicht Nybins hin und her. . . .

Auf der Britsche ertönte ein trockenes Geflüster.

„Siehst Du, was für Leute sich damit abgeben . . . Schon bejahrte, die den Kummer gründlich kennen gelernt, die gearbeitet haben, für die es Zeit wäre, auszuruhen, die machen sich noch daran! . . . Du bist doch noch jung und vernünftig . . . Ach, Stephan . . .“

Der Bauer antwortete mit seiner tiefen, feuchten Stimme: „Ohne Ueberlegung soll man an solche Sachen nicht herangehen . . . Du mußt abwarten . . .“

„Das habe ich schon gehört.“

Die Laute rissen ab und erklangen wieder — Stephens Stimme sumnte:

„So muß man es machen — muß erst mit den Bauern einzeln reden, da ist zum Beispiel der Alexej Makow . . . der ist mutig, kann lesen und schreiben und ist von der Obrigkeit gefürchtet . . . Sergej Schorin — ist auch ein vernünftiger Bauer . . . Anjasew ist ein rechtschaffener, berwegener Mann. Das genügt einstweilen! Wir müssen herausbekommen, wo wir sie treffen, und dann müssen wir selbst die Leute zu sehen bekommen, von denen sie sprach. Ich nehme ein Beil und gehe in die Stadt . . . Holz spalten. Kann ja hingegangen sein, um Geld zu verdienen . . . Hier muß man vorsichtig sein . . . Sie hat recht — der Preis eines Menschen — ist seine Arbeit . . . und dieses ist eine Arbeit — daß man sich hoch einschätzen muß, wenn man daran geht. Denk einmal an jenen Bauer . . . Den kannst Du vor Gott hinstellen, nicht vor den Kommissar und er gibt nicht nach . . . Der bestcht auf seinem Recht, gräbt sich bis in die Knie hinein . . . Was sagst Du zu Nikita? Der hat sich geschämt . . . Einfach wunderbar! Nein, wenn ein Volk einmütig an etwas herangeht, dann zieht es alle hinter sich her . . .“

„Einmütig! Man schlägt in Eurer Gegenwart einen Menschen und Ihr sperrt das Maul auf . . .“

„Wart doch einmal . . . Sag — Gott sei dank, daß wir selbst den Mann nicht geschlagen haben . . . jawohl! Es kommt vor, daß sie einen zwingen, jemanden zu schlagen! Und man haut ihn. Vielleicht weint man innen vor Mitleid, aber man haut doch zu . . . sonst wird man selbst dafür gehalten. Da wird befohlen, zu sein, was die Behörde will: Wolf, Schwein . . . aber Mensch sein, ist verboten . . . Und wer es riskiert — der wird aus der Welt geschafft. Nein, man muß es so zu drehen wissen, daß mit einem Male viele es riskieren und plötzlich alle aufstehen.“

Er flüsterte lange und dämpfte seine Stimme bald so, daß die Mutter seine Worte kaum hörte, dann begann er wieder lauter. Sein Weib hielt ihn zurück:

„Still, Du weckst sie auf . . .“

Die Mutter lag in tiefem Schlaf, der sich plötzlich wie eine dicke Wolke auf sie gewälzt, sie umfassen und sie fortgetragen hatte.

Tatjana weckte sie, als die graue Morgendämmerung noch blind mit leeren Augen in die Fenster blickte, und der

kupferne Klang der Wächterglocke in der kalten Stille über dem Dorf schläfrig dahinschwamm.

„Ich habe den Samowar aufgesetzt, trinkt Tee, sonst wird Euch kalt, wenn Ihr Euch direkt aus dem Schlaf auf die Fahrt macht . . .“

Stephan kämmte seinen wirren Bart und fragte die Mutter eifrig, wie er sie in der Stadt finden könnte. Ihr schien, daß das Gesicht des Bauers heute besser und fertiger als gestern war . . . Beim Tee meinte er lächelnd:

„Wie ist das wunderbar zugegangen! . . .“

„Was?“ fragte Tatjana.

„Nun, diese Bekanntschaft! . . . So einfach . . .“

Die Mutter sagte nachdenklich, aber überzeugt:

„In der Sache herrscht überall wunderbare Einfachheit.“

Die Wirtsleute verabschiedeten sich zurückhaltend von ihr, machten nur wenig Worte, aber erwiesen ihr Gefälligkeiten, die zu ihrer Bequemlichkeit dienten.

Als die Mutter in der Postkutsche saß, dachte sie, dieser Bauer würde vorsichtig und lautlos wie ein Maulwurf und ebenso unermüdlich arbeiten. Und stets würde die unzufriedene Stimme seiner Frau an sein Ohr dringen und ihre trockenen und brennenden grünen Augen glänzen, und solange sie lebte, würde niemals der rachedurstige, wolfsähnliche Mutter Schmerz um ihre verlorenen Kinder in ihr sterben. . .

Sie dachte an Nybin, sein Blut, sein Gesicht, seine brennenden Augen und seine Worte, und ihr Herz krampfte sich wieder in bitterem Gefühl der Ohnmacht gegenüber den wilden Tieren zusammen. Und auf dem ganzen Wege bis zur Stadt stand vor ihr auf dem trüben Hintergrunde des grauen Tages die stämmige Gestalt des schwarzbärtigen Michailo im zerrissenen Hemde mit auf den Rücken gebundenen Händen, von Zorn und Glauben an seine Wahrheit erfüllt . . . Sie dachte an die unzähligen Dörfer, die sich schüchtern an den Boden schmiegen, an die Menschen, die heimlich den Einzug der Wahrheit erwarteten und an die Tausende, die ohne Nachdenken und schweigend ihr ganzes Leben arbeiteten, ohne etwas zu erwarten.

Das Leben erschien ihr wie ein ungepflügtes, hügeliges Feld, das stumm und gespannt auf die Arbeiter wartet und freien, rechtschaffenen Händen schweigend verheißt:

„Streut den Samen der Verunst und Wahrheit auf mir aus, ich trage hundertfältige Frucht!“

Als sie in der Ferne die Kirchtürme und Häuser der Stadt erblickte, belebte und beschleunigte ein warmes Gefühl den Schlag ihres unruhigen, müden Herzens. In ihrer Erinnerung tauchten die besorgten Gesichter der Menschen auf, die von Tag zu Tag unermüdlich und voll fester Zuversicht die Flamme des Gedankens entzündeten und seine Funken über die Erde hinstreuten. Und die Seele des Weibes wurde vom ruhigen Wunsch erfüllt, diesen Menschen all ihre Kräfte zu widmen und dann noch ihre ganze Mutterliebe, die durch die Gedanken dieser Menschen zu neuem Leben erweckt war.

XVIII.

Zu Hause öffnet ihr Nikolai zerzaust, mit einem Buche in der Hand die Tür:

„Schon zurück?“ rief er fröhlich. „Das ist wundervoll! Ich freue mich . . . sehr!“

Seine Augen blinzelten freundlich und lebhaft unter der Brille, er half ihr beim Auskleiden, blickte mit freundlichem Lächeln in ihr Gesicht und sagte:

„Sehen Sie, bei mir war nachts Hausfuchung, da dachte ich: Was mag das für einen Grund haben? Ist doch nichts mit Ionen passiert? Aber ich wurde nicht verhaftet . . . Wenn man Sie festgenommen hätte, wäre auch ich nicht auf freiem Fuß geblieben.“

Er führte sie ins Wohnzimmer und fuhr lebhaft fort:

„Aber — man hat meiner Behörde nahe gelegt, mich aus dem Dienst zu jagen. Das macht mir aber keinen Kummer . . . Ich habe es schon fait, die landlosen Bauern zu zählen und — habe auch keine Zeit dazu . . .“

Das Zimmer sah aus, als wenn irgendwer von der Straße aus gegen die Wand gestoßen hätte, bis drinnen alles durcheinander geschüttelt war. Die Bilder lagen auf dem Fußboden, die Tapeten waren abgerissen und hinaen in Neben

Herab, an einer Stelle war ein Dielenbrett aufgehoben, die Fensterbank war umgedreht, auf dem Fußboden beim Ofen lag Asche.

Auf dem Tisch stand der erloschene Samowar, schmutziges Gejchirr, Wurst und Käse auf Papier, anstatt auf Tellern, Brotstücke und Krumen, Bücher und Kohlen lagen umher. Die Mutter lächelte, Nikolai lachte ebenfalls verwirrt.

„Ich habe das Bild der Zerstörung noch vervollkommt. Aber das macht nichts, Nilomna, macht nichts. Ich dachte, sie kommen wieder, deswegen habe ich gar nicht ausgeräumt. Nun, wie sind Sie gefahren?“

Die Frage traf ihre Brust wie ein schwerer Stoß. Vor ihr stand Nybin, und sie fühlte sich schuldig, daß sie nicht sofort von ihm gesprochen. Sie beugte sich auf dem Stuhl vornüber, rückte an Nikolai heran und begann zu erzählen, wobei sie sich bemühte, ihre Ruhe zu bewahren und gleichzeitig fürchtete, etwas zu vergessen.

„Er ist festgenommen . . .“

Nikolais Gesicht zitterte.

„Ja? Wie denn?“

Die Mutter hinderte ihn durch eine Handbewegung am Fragen und fuhr in ihrer Erzählung fort, als wenn sie vor dem Angesicht der Gerechtigkeit selbst säße und ihre Klage über die Mißhandlung des Menschen vorbrächte. Nikolai lehnte sich im Stuhl zurück, wurde blaß, biß sich auf die Lippen und hörte so zu. Er nahm langsam die Brille ab, legte sie auf den Tisch, fuhr mit der Hand über das Gesicht, als wischte er unsichtbare Spinnweben ab. Seine Züge wurden scharf, die Kinntäler traten sonderbar hervor und die Nasenflügel zitterten. Die Mutter sah ihn zum ersten Male so, und er erschreckte sie ein wenig

(Fortsetzung folgt.)

Heinrich von Kleists letzte Tage.

Von Professor Dr. Hubert Koettelen.*

Seine Produktion stand damals unter dem Druck der äußersten Geldnot: sein Vermögen war vollständig verbraucht, Ulrike hatte ihm bereits einen Teil des ihrigen geopfert und irgend ein festes Einkommen hatte er nicht mehr. Er suchte sich durch Herausgabe seiner Schriften über Wasser zu halten; erst jetzt, 1811, kam der zerbrochene Krug, aber den Prinzen von Homburg bot er seinem Verleger vergebens an. Und das Honorar, das er erhielt war gering: es wirkt erschütternd, wenn er für seinen Roman um günstigere Bedingungen bittet als ihm für den ersten Band der Erzählungen zugestanden waren, und hinzufügt: es ist fast nicht möglich, für diesen Preis etwas zu liefern. So mußte denn wohl schneller und wahlloser als sonst gearbeitet werden, um wenigstens das geringe zum Leben doch so nötige Honorar für den zweiten Band der Erzählungen zu verdienen.

Und zu der Heßpeitsche, die die Geldnot über ihm schwang, kam die tiefe Verbitterung, die ihn quälte. Seit der Königsberger Zeit hatte er rastlos geschaffen und mit erstaueneswürdiger Fruchtbarkeit Wert um Wert gezeitigt: in diesen wenigen Jahren, seit etwa dem Herbst 1805, ist, wenn wir von dem Guistardfragment hier absehen, mit Ausnahme der Familie Schroppenstein alles entstanden, was wir in seinen Werken lesen. Und was hatte er damit erreicht? Weisfall hatte er immer nur im kleinsten Kreise gefunden, auf die Bühne waren nur der zerbrochene Krug und das Mädchen zu wenigen Aufführungen gekommen, und zwei seiner größten Werke, die Hermannschlacht und der Homburg, lagen in seinem Pulke, ohne daß jemand sie begehrte. Zu dem kleinen Kreise, der ihn zu schätzen wußte, gehörte seine Familie nicht: für sie war er der verlorene Sohn, und es müssen entseckliche Stunden für ihn gewesen sein, als er im Herbst 1811 zum letzten Male in der Heimat war, als Ulrike bei seinem Anblick so ungeheuer erschrak und er dann bei Tisch, zwischen seinen beiden Schwestern sitzend, ihre Vorwürfe und die Vorwürfe einer anderen Dame ertragen mußte. Und seine politischen Hoffnungen? Im Herbst 1811 wandte er sich an den König mit der Bitte, ihn wieder ins Heer einzustellen, und der König antwortete wohlwollend, wenn auch ohne bestimmte Zusage; aber im selben Herbst noch ward Preußen zu dem Bündnis mit Napoleon gegen Rußland gezwungen und Kleist sah die Aussicht vor sich, seinen Degen für den Menschen ziehen zu müssen, den er unter allen Lebenden am meisten haßte. „Was soll man doch,“ so schrieb er damals, „wenn der König diese Allianz

*) Aus dem sechsten im Verlage von Quelle u. Meyer in Leipzig erschienenen Bändchen „Heinrich von Kleist“ von Professor Dr. Hubert Koettelen. (Bd. 22 der Sammlung „Wissenschaft und Bildung“, Einzelbarstellungen aus allen Gebieten des Wissens.) Geh. 1 M., in Leinen 1,25 M.

abschließt, länger bei ihm machen? Die Zeit ist ja vor der Tür, wo man wegen der Treue gegen ihn, der Aufopferung und Standhaftigkeit und aller anderen bürgerlichen Tugenden, von ihm selbst gerichtet, an den Galgen kommen kann.“

Der Gedanke an den Tod hatte für Kleist keine Schreden. Aus Königsberg schrieb er einst an Rühle: „Nimm, laß uns etwas Gutes tun und dabei sterben. . . Es ist als ob wir aus einem Zimmer in das andere gehen.“ Und sein Unsterblichkeitsglaube war derart, daß er ihm auch für einen Selbstmord keine Strafe im Jenseits in Aussicht stellte. Aber es war eine Eigentümlichkeit Kleists, daß er den großen Schritt in das andere Zimmer nicht allein machen wollte. Mehrfach schon, wenn der Druck des Lebens ihn zu stark wurde, hatte er sich nach einem Todesgefährten umgesehen: in der Qual der Guistardzeit hatte er an Psel das Anfinnen eines gemeinsamen Selbstmordes gestellt und ebenso später öfters an seine Cousine Marie von Kleist. Jetzt, während seine Lebensnot größer war, als jemals früher, fand sich eine Genossin, Frau Henriette Vogel. Kleist kannte sie schon seit einiger Zeit, und sein Gefühl für die begabte und verständnisvolle Frau erschien immerhin als so heiß und stark, daß ihr Gatte sich bereit erklärte, sie ihm abzutreten; aber auch sie hatte Ursache, ein vorzeitiges Ende zu wünschen, da eine unheilbare Krankheit ihr einen qualvollen natürlichen Tod in Aussicht stellte. Sie war es, die Kleist den Wochenschlag machte, gemeinsam zu sterben; und daß sein alter Wunsch ihm jetzt von einer geliebten Frau erfüllt wurde, gab den Stimmungen seiner letzten Tage eine eigentümliche Färbung. Als eine Vermählung erschien ihm der gemeinschaftliche Tod, und höhere Wonnen schien er ihm in Aussicht zu stellen, als eine irdische Vereinigung es gekonnt hätte. Man muß sich beim Lesen dieser letzten Briefe fortwährend gegenwärtig halten, daß hier ein Mann spricht, der endlich, endlich einen Abschluß aller ihm in so reichem Maße beschiedenen Qual und Pein vor sich sieht; und muß berücksichtigen, daß er wohl auch absichtlich sich noch mehr in eine Stimmung jauchsender Todeslust hineinredete, um ein vielleicht sich dunkel regendes physisches Grauen vor dem letzten Schritt zu übertäuben. Hell und schön heben sich von all den enthusiastischen Todeschwärmereien die Abschiedsworte an Ulrike ab. Er hatte gegen sie, wohl unter der Nachwirkung ihres letzten vorhin erwähnten Zusammenseins kurz vorher in einem Briefe an Marie von Kleist den harten und ungerechten Vorwurf erhoben, sie habe die Kunst nicht verstanden, sich aufzuopfern; jetzt nimmt er diesen Vorwurf ausdrücklich zurück und gibt ihr das Zeugnis: „Wirklich, du hast an mir getan, ich sage nicht, was in Kräften einer Schwester, sondern in Kräften eines Menschen stand, um mich zu retten.“

Am Morgen des 21. November 1811 hat Kleist diese Worte geschrieben. Er befand sich mit Henriette in einem Gasthaus am Wannsee; und dort am Ufer des Sees tötete er am selben Tage durch zwei Schüsse aus derselben Pistole seine Gefährtin und sich.

Der Tag zählt zu den größten Unglückstagen des deutschen Dramas, das überhaupt vom Glück wenig begünstigt worden ist. Der größte deutsche Dramatiker aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, Elias Schlegel, starb als er eben daran war, sich aus den Fesseln Gottschedischer Regelei zu lösen und eigene freie Flügel zu versuchen; Lessing verstummte nach der Emilia Galotti als Bibliothekar in Wolfenbüttel und gab nur noch den Nathan; und Schiller starb, als er eben ein Meisterwerk ersten Ranges, den Demetrius, unter der Feder hatte. Unmittelbar neben dem vorzeitigen Tode Schillers steht der noch frühere Tod Kleists; und kein deutscher Dramatiker der Folgezeit, auch Hebbel nicht, hat unserm Volke für diesen Verlust Ersatz zu leisten vermocht.

(Nachdruck verboten.)

Ane und ihre Kuh.

Von Johannes W. Jensen.

In Healslund*) war Jahrmarkt. Dort, wo das Vieh verkauft wurde, stand ein altes Weib mit seiner einzigen Kuh. Sie stand etwas abseits; ich weiß nicht, war's aus Bescheidenheit oder, damit man sie umso besser bemerkte. Ihr Kopftuch war der Sonne wegen über die Stirn gezogen; sie stand ruhig da und strickte an einem ellenlangen Strumpf, den sie in eine dicke Rolle aufgewickelt hatte. Sie war ganz altfräntlich angezogen, mit einem indigoblauen Rod, der so gemütlich nach dem Farbkessel roch, und mit einem braunen, gestrickten Tuch. Das hatte sie über Kreuz um die eingefallene Brust gebunden. Das Kopftuch war verschossen und voll Falten vom langen Aufbewahren; die Holzschuhe hatten einen ganz abgetretenen, flachen Boden, dafür waren sie aber umso blanter geschuert. Außer den vier Stricknadeln, mit denen ihre alten abgearbeiteten Hände so emsig werkten, hatte sie noch eine fünfte. Die stak in ihrem grauen Haar. Ein Ohr hält sie gegen den Krammarkt, von dem die Musik herkam. Sie besah sich auch ein bißchen das Gedränge der Leute, die da zu Kauf und Verkauf auf den Viehplatz kamen. Das war ein Lärmen und Brüllen ringsumher. Vom Pferdemarkt her hörte sie das Gewieher der Pferde, vom Strand stieg das Leben der Boote zu ihr auf und klang mitten hinein in das Gezeter der Gaukler und das Trommelgedröhn. Sie stand ganz stille da in der Sonne und strickte an ihrem Strumpf.

*) Im nordöstlichen Jütland im Himmerlandsbisdrift

Und neben ihr stand die Kuh und rührte mit ihrem Kopfe fast an Anes Ellenbogen. Die Kuh hatte einen Hängewanst und auswärts gedrehte Beine. Sie war gerade beim Wiederläuen ihrer Mahlzeit.

Die Kuh war alt, aber gut, gesund im Fell und ordentlich gepflegt. Im Kreuz und am Rücken war sie ja ein wenig scharf, sonst aber war schon alles recht gewesen. Das Euter war fein und gottig und strotzte von Milch, die schönen, schwarz-weißen Hörner hatten nicht allzuvieler Ringe aufzuweisen. Mit feucht-glänzenden Augen zermahlte sie zum zweiten Male ihr Futter und schob dabei den Unterkiefer beständig von links nach rechts. Wenn sie einen Bissen verschluckt hatte, drehte sie den Kopf und schaute sich um. Wenn der nächste Futterloß bis ins Maul hinaufgerutscht war, stand sie wieder mit ruhigem Hals da und laute weiter. Der Schleim lief ihr gemächlich aus dem breiten Maul, und wenn sie beim Atmen Luft schöpfte, sang es in ihrem Innern wie in einer dicken Orgel. Sie war eine gesunde, lebhaftige Kuh und in voller Reife. Die Ereignisse ihres Lebens hatte sie bereits alle hinter sich; sie hatte ihre Kälber geboren, ohne sie je sehen oder ledern zu dürfen; sie hatte ihr Futter verzehrt und stets treu und redlich ihre Milch hergegeben. Nun laute sie hier wieder, wie sie's auch anderswo getan hätte und schwang ihre Schwanzspitze in steifen Schnörkeln, um die Fliegen zu verschrecken. Der Spanriem war säuberlich aufgerafft und hing auf dem einen Horn; sie hatte ja nicht die Absicht durchzubrennen oder sonst was Absonderliches zu unternehmen. Die alten, abgebrauchten Halftern hatten weder Raseneisen noch innere Zwerden. Man brauchte Anes Kuh nicht erst im Baum zu halten. Heute trug sie einen neuen Strid, nicht den alten, dünnen, der angestüdelst war und an dem sie sonst auf die Weide geführt wurde. Ane hatte ihre Kuh schön machen wollen.

Nun ja, es war auch wirklich eine gute Kuh für den Fleischer. Drum dauerte es nicht lange, bis ein Mann an das Pärchen herantrat, die Kuh von allen Seiten betrachtete und seine Fingerspitzen in ihr Rückenfell eingrub. Die Kuh rückte ein wenig zurück, war aber nicht böse.

„Na, Muetterl, was loßt' denn die Kuh?“ fragte er, und sein fester Blick wanderte von der Kuh auf Ane. Ane stridte weiter.

„I verkaaf nit“, antwortete die Alte. Und wie wenn sie das Gespräch auf höfliche Weise abbrechen wollte, ließ sie die Stridnadeln mit der einen Hand los und trocknete sich eifrig die Stirn. Der Mann ging, aber er drehte sich noch oft nach dem tüchtigen Vieh um.

Bald darauf kam ein Schlächter. Der suchte mit seinem spanischen Rohr der Kuh vor den Hörnern herum und ließ seine feiste Hand rasch über ihr Fleisch gleiten.

„Was loßt' die Kuh?“

Die alte Ane schielte zuerst auf ihre Kuh, die vor dem spanischen Rohr ehrfürchtig mit den Augenlidern zitterte, wendete dann den Kopf, als ob sie weit wo in der Ferne etwas sehr Wichtiges sähe. Schließlich sagte sie: „De verkaaf i nit.“

Fertig. Der Schlächtermeister schwankte in seinem blutbefleckten Staubmantel weiter. Bald darauf kam noch ein Käufer. Die alte Ane schüttelte den Kopf. „I verkaaf halt nit.“

Sie hatte einer ganzen Reihe von Käufern eine abschlägige Antwort gegeben; so kannte man sie bald und redete viel von ihr.

Einer der Männer, die um die Kuh gefragt hatten, kam ein zweites Mal. Er wollte das Tier durchaus haben und machte ein Angebot, das sehr vorteilhaft war. Die alte Ane sagte: nein. Ein bißchen unruhig, aber bestimmt.

„Is denn die Kuh verkauft?“ fragte der Mann.

„Na, na, verkauft is sie nit.“

„Ja, nachher, wegen was steht denn nachher da und proßt mit Deiner Kuh?“

Die alte Ane ließ den Kopf sinken, stridte aber hartnäckig weiter.

„A also, jeh red' Do. Wegen was steht denn da mit der Kuh?“ fragte der Mann ganz aufgebracht. „Sie g'herst am End' gar nit Dein?“

„A, das war nit schlecht. Freili g'herst sie mein. No freili, das is ja mei Vieh.“ Ane fügte hinzu, daß sie die Kuh wirklich schon als Kalb gehabt habe; ja, wahrhaftig. Und sie redete und redete auf den Mann ein, als ob sie sich bei ihm entschuldigen müßte; er aber unterbrach sie heftig:

„Ja, steht denn Du da, zum Leut' foppen?“ Ane schweigt. Sie stridte wütend drauf los; sie weiß nicht, wohin sie schauen soll, so ungemütlich ist's ihr. Der Mann wird immer wütender.

„Na, jeh sag amal: bist denn herkommen zum Leut' foppen?“

Da hört Ane auf zu striden. Sie löst den Spanriemen vom Horn der Kuh und machte sich zum Rückzug bereit. Sie schaut aber den Aufgebrachteten noch zum Schluß treuherzig an und sagt in einem bitenden Ton:

„S is halt gar so viel einsam, 's Vieh, gar so viel einsam. I hab' ja bloß de anzige Kuh in meiner Keusch'n, und sie kommt halt fast gar nit mit andre Viecher z'sammen. I wohn' ja so weit droben in der Einsicht. So hab' i halt g'mant, i kunnt sie grad auf'n Markt herführen, daß sie a bißl unters Vieh kummat und a bißl a Zerkreunung hätt. O mei, o mei, i hab' halt g'mant, das kunnt neamand nit schad'n. No, und so sein mar halt herg'reist.“

Aber mir zwa sein nit zum Verkaaf'n und jehst geh'n mar halt wieder ham. No ja, und i bitt halt recht sehr um Entschuldigun'g No ja, und fiat Gott a und i bedank' mi halt recht sehr.“

Kleines feuilleton.

Unsere große Zeit.

Ich bin ein Verräter, — wem ist's nicht bekannt?

Es sagt's ja der Schulze, der Püttel, Der Amtmann, der Pfarrer, die Herren vom Stand, Und fragt sie im leinenen Kittel

Der Bauer: „Er ein Verräter? warum?“

Da heißt's: „D Bauer, wie schwächst doch so dum!“

Er hält's ja mit den Franzosen!“

O kleine, erbärmliche, alberne Zeit!

Die Narren sie nennen's die große,

Weil ihnen ein Kaiser daher kommt geschneit,

Weil im Blute liegt der Franzose,

Weil der Franktireur aufgeküßt am Baum

Von Vaterlandslieb' träumt den letzten Traum,

Weil Dörfer brennen und Städte.

Weil das kalte Feld ist durchrieselt mit Blut,

Weil Leichen rings starren an Leichen,

Weil Verwundete ächzen in Fieberglut

Umgeistert vom Mondlicht, dem bleichen,

Weil riesengroß schreitet von Land zu Land

Das Leid im Bettler- und Trauergewand

Und Hunger grinsen und Typhus.

Verzeiht mir, erleuchtete Geister, verzeiht,

Mein Herz ist viel weicher geschaffen,

Und nimmermehr dünkt's ihm erhabene Zeit,

Wenn sich Völker befehlen in Waffen,

Wenn unter dem Faustrecht die Freiheit weint,

Und wenn man vom Gott der Liebe noch meint,

Er freue wie Mars sich der Schlachten.

Und auf Wilhelmshöh' dort, statt auf Galgenhöh'

Der gefürstete Missetäter —

Und ringsum Parteihäß und blutiges Weh —

Und Franzosenfreund und Verräter

Gescholten ein jeder, der's menschlich meint,

Und der den Menschen auch ehrt noch im Feind!

— O Zwerghafte Größe der Zeiten!

Theobald Kerner.

Dieses bisher unbekanntes Gedicht, das aus dem Dezember 1870 stammt, wird aus dem Nachlasse Theobald Kerners († 11. August 1907) im „März“ veröffentlicht. Es zeugt für den Freimuth Kerners, daß er sich von dem blutdürstigen Gefasel seiner Mitpoeten nicht anstecken ließ.

Sprachwissenschaftliches.

Londonismen und Parisismen. Es gibt viele wadere Leute, die sich einreden, sie verstehen Französisch, weil sie in der Schule „Charles Douze“ gelesen haben und imstande sind, einen Leitartikel des „Temps“ mit den sogenannten europäischen Redensarten halbwegs zu verstehen, — oder die sich ihrer englischen Sprachkenntnisse rühmen, weil sie einen Essay von Macaulay in seiner so stark mit romanischen Wörtern durchsetzten Sprache, oder eine englische Depesche zur Not herausbekommen, wobei allerdings Mißverständnisse schlimmster Art selbst den Berufsübersetzern in unseren amtlichen Telegraphenbureaus unterlaufen. Die meist philologische Betrachtung aller sprachlichen Fragen hat es leider dahin gebracht, besonders bei uns zu Lande, daß man bei einer wissenschaftlichen Betrachtung fremder Sprachen gar nicht mehr daran denkt, daß Sprache mit Sprechen zusammenhängt. Eine Sprache ist den meisten nicht etwas Gesprochenes, sondern etwas Gedrucktes, und mit dem Gedruckten glaubt man leicht fertig zu werden. Nun weiß ja alle Welt, auch die Philologen, daß von der Schriftsprache das ungeheure Reich menschlicher Rede nicht allein ausgefüllt wird. Die Alltagssprache der großen Massen jedes Volkes, ja selbst die nicht von der bewußten Sprachkunst beherrschte Alltagsrede der Gebildeten weicht so stark von der Sprache der Bücher und Zeitungen ab, daß die Kenntnis der gedruckten Sprache irgendeines Volkes keineswegs zum vollkommenen Verständnis der lebendigen Rede ausreicht. Nur durch jahrelangen Aufenthalt im Lande einer fremden Sprache selbst und durch die tägliche Berührung mit dem lebendigen Wort lebendiger Menschen kann man sich in den geheimen Gängen eines fremden Sprachbaues mit Sicherheit zurechtfinden. Kein philologisch betrachtet bietet die Alltagsrede so große Abweichungen von der Drucksprache, daß jene mindestens den Namen eines besonderen Dialektes verdient. Dieser zerfällt nun wieder in mundartliche Abtönungen je nach den Lebenskreisen, denen die Sprechenden angehören. In Formenlehre, Satzbau und namentlich im Wörterdasein führt jede Alltagssprache ein von der Drucksprache gesondertes Leben.

Für die wirklich gesprochene deutsche Sprache — die ich trotz dem häßlichen Klange nennen möchte: Sprechsprache im Gegensatz zur Papiersprache — gibt es bisher noch keine wissenschaftliche Grammatik. Man erkennt der Sprechsprache in den Klassen, aus denen eine solche Grammatik ja nur hervorgehen kann, nicht einmal eine Daseinsberechtigung zu, sondern hält sie für eine unerlaubte, auszutüglende Unart. Nur hier und da sind einige Versuche gemacht worden, die lebendigen Mundarten auch der gebildeten Klassen wissenschaftlich festzuhalten, so z. B. in dem vorzüglichen Buche „Der richtige Berliner“.

Ich will hier nicht die schwierige Frage unteruchen, ob die vollständige Beseitigung der Alltagsprache im Gegensatz zur Papiersprache auch nur zu wünschen wäre. Die Erfahrung der Jahrhunderte lehrt uns, daß, ob wir es wünschen oder nicht, neben jeder Literatursprache eine Sprechsprache besteht, und daß, zum Glück oder zum Unglück, kaum ein Mensch wie gedruckt spricht. So ist es zu allen Zeiten gewesen, auch bei den alten Griechen und Römern. Auch ohne die vereinzeltten Spuren der beiden antiken Sprechsprachen beachtet zu haben, hat wohl jeder Laie, der griechischen oder lateinischen Jugendunterricht genossen hat, das Gefühl gehabt: die Sprache, wie sie uns bei den Schriftstellern des Altertums entgegentritt, mit ihrem künstlichen, ja gekünstelten Satzbau, ihren Partizipien, vor allem mit ihren oft endlos langen Sätzen, kann niemals lebendige Rede gewesen sein.

Von den neueren Sprachen sind es nur das Englische und Französische, die eine gründliche Bearbeitung ihrer lebendigen Alltagsmundarten erfahren haben. Für beide gibt es eine große Anzahl von Darstellungen, namentlich in Wörterbuchform. Sie alle aber werden übertroffen durch die von dem berühmten sprachwissenschaftlichen Verlage Langenscheidt in Berlin herausgegebenen „Londinismen“ und „Parisismen“. Ich kann nur jedem, der, von der richtigen Einsicht in das Wesen einer gesprochenen Sprache erfüllt, den Wunsch hegt, die beiden Sprachen wirklich zu bemeistern, diese beiden Arbeiten warm empfehlen. Die „Londinismen“ hat H. Baumann in London mit dem Nebentitel „Slang und Cant, Wörterbuch der Londoner Volkssprache sowie der üblichen Gauners, Matrosen, Sport- und Junksausdrücke“ herausgegeben und mit einer wissenschaftlich sehr wertvollen Einleitung, ja sogar mit Musterstücken bereichert. Soeben erscheint davon eine stark vermehrte neue Auflage, die nach zahlreichen von mir vorgenommenen Stichproben an Vollständigkeit kaum irgendetwas zu wünschen läßt.

Die „Parisismen“ (Pariser Argot) hat einer der Verfasser des berühmten Sachs-Willatetischen Wörterbuches, der Professor Willatte, herausgegeben. Für jeden Kenner der englischen und französischen Schriftsprache ist schon das Blättern in diesen beiden merkwürdigen Büchern ein philologischer Hochgenuß. Allerdings kein ganz reiner, denn sehr sauber geht es in solchen Büchern natürlich nicht zu. Für die Jugend, besonders für junge Mädchen, etwa zur Ergänzung ihrer mangelhaften französischen und englischen Lektüreschulweisheit sind diese Bücher weder bestimmt noch geeignet. Indessen auch für kräftige Männergenüiter ist der aus den beiden Wörterbüchern aufsteigende Brodem manchmal gar zu stark.

Bei einer Vergleichung der beiden Werke könnte man leicht zu dem Glauben kommen, die niedere Volkssprache der Engländer sei reinlicher als die der Franzosen. Dies trifft in der Wirklichkeit der Dinge nicht zu. Der Bearbeiter der „Londinismen“ hat sich nur von der nun einmal in England herrschenden größeren Zimperllichkeit nach außen ein wenig ansteden lassen und hat die ärgsten Verbeuten der Aufnahme nicht gewürdigt. Das mag streng philologisch ein Verlust sein, für die Zwecke des täglichen Verständnisses wird das Buch dennoch ausreichen. Freilich, wer aus Liebhaberei oder zu Studiengzwecken sich in den Matrosenschenken des Londoner Ostends bewegt oder gar an noch schlimmeren Stätten in die Grundstuppe des Lebens der Niesenstadt an der Themse hinabsteigt, der dürfte Herrn Baumann mancherlei Bereicherungen seines nahezu 300 zweispaltige Seiten starken Bandes liefern.

Der Herausgeber der Pariser Sprache hat keinerlei Rücksichten der Zimperllichkeit walten lassen, sondern hat mit philologischer Anerschrodenheit aus jeder Schlammschicht des Lebens die „Perlen“ dieser Schlammsprache herausgewählt. Die Wissenschaft adelt auch solche Tätigkeit, um so mehr, als ihre Ergebnisse oft sprachlich von hohem Reize sind. Lebensfrische Anschaulichkeit, sprachlicher Witz, kühnste Vergleiche und Anspielungen finden sich in den Tiefen einer Sprache oft in größerer Fülle als auf den Höhen. Gegenüber der langsamen Verarmung der meisten Schriftsprachen erregt der Ueberreichtum der Ausdrücke für dieselben Begriffe in den Volkssprachen, trotz dem sich beimischenden Widerwillen, doch geradezu Bewunderung. Auf jeder Seite, zumal der „Parisismen“, findet sich mindestens ein Ausdruck für die Dinge, von denen man in der guten Gesellschaft entweder gar nicht oder nur in zarter Blumenprache redet, und die doch die zartesten Herzen nicht entbehren können.

Daß übrigens auch die höchste Papiersprache nicht frei von Ausdrücken der Volkssprache ist, das wird der sprachgebildete Leser zu seinem Erkennen nahezu auf jeder Seite dieser beiden Ergänzungswörterbücher des Englischen und Französischen entbeden. Wir sprechen eben alle, auch im Deutschen, ein wenig „Slang“, und ohne es zu wissen lassen wir sogar einiges davon drucken. Die Grenzen zwischen Hoch- und Tieffsprache, Papier- und Sprech-

sprache sind eben bei keinem Volke so scharf gezogen, daß sie nicht von hüben wie von drüben zuweilen überschritten werden.

Eduard Engel.

Aus der Vorzeit.

Aus der Urgeschichte des Eisens. Man ist so sehr daran gewöhnt, die Ursprünge der Kultur aus dem näheren Orient, namentlich aus Aegypten und Babylon, herzuleiten, daß es fast überraschend wirkt, wenn einmal von einem bedeutenden Kulturfortschritt behauptet wird, er sei in Mitteleuropa entstanden. Diese Ansicht hat Professor Ridgeway in einem Vortrag vor der anthropologischen Abteilung der englischen Naturforscherversammlung mit Bezug auf den Ursprung der Eisenbearbeitung vertreten. Das eigentliche Zentrum in der Benutzung des Eisens als Metall sucht dieser Gelehrte im Herzen Europas, und ist zu dem Schluß gekommen, daß sie sich von der Landschaft Noricum, also in der Gegend des heutigen Ober- und Niederösterreichs, weiter in die Welt und unter die Völker verbreitet hat. Diese Auffassung ist neu, denn man nahm bisher an, daß Aegypten die eigentliche Heimat des eisernen Zeitalters gewesen sei. Professor Ridgeway stellt dieser Meinung die Behauptung entgegen, daß in Aegypten das Eisen zwar früher eine Verwertung gefunden habe, aber nur in dem natürlichen Mineralforkommen als Haematit oder Roteisenerz, und daß es daher nicht als ein Metall, sondern als ein Stein behandelt worden sei. Außerdem ist häufig die Rede davon gewesen, daß die Bewohner von Inner-Afrika schon vor sehr langer Zeit Eisen verwandt haben, aber der englische Forscher hält diese Annahme für unwahrscheinlich. In Uganda, also in der Gegend der großen Seen von Ostafrika, ist das Eisen erst seit etwa 500 Jahren bekannt geworden, und es liegt daher wohl kein Grund vor, der Bevölkerung der noch weiter nach dem Innern gelegenen Teile von Afrika eine sehr viel frühere Kenntnis dieses wichtigsten aller Metalle zuzutrauen. Auch von den Völkern jenseits des Kaspijischen Meeres und an den Küsten des Indischen Ozeans besitzt man keine Kunde von einer frühen Verwendung des Eisens, und es ergibt sich daher gewissermaßen aus negativen Gründen der Schluß, daß der mitteleuropäischen Bevölkerung das Verdienst der ersten Einführung des Eisens zuzuerkennen wäre. Diese Ansichten von Professor Ridgeway haben allerdings nicht die Zustimmung aller Sachverständigen gefunden. Namentlich ist in der Erörterung darauf hingewiesen worden, daß man zwischen einer Bekanntschaft mit dem Eisen und seiner allgemeinen Benutzung unterscheiden müsse. Beispielsweise war nach Professor Naville das Eisen im sogenannten neuen ägyptischen Reich noch nicht im allgemeinen Gebrauch, obgleich es schon zur Zeit des alten Reichs nicht unbekannt gewesen ist. Professor Petrie, der Leiter der großartigen Ausgrabungen von Nippur in Mesopotamien, hat darauf aufmerksam gemacht, daß die Bekanntschaft mit dem Eisen etwa vier Jahrtausende älter ist als seine allgemeine Benutzung. Artur Evans, der glückliche Entdecker der ältesten Reste menschlicher Kultur auf der Insel Kreta, vertritt die Ansicht, daß überhaupt Gründe dagegen sprechen, daß in Mitteleuropa ein eisernes Zeitalter früher eingetreten sei als im Orient, da im südlichen Bosnien sowie in Griechenland und auf Kreta ältere darauf bezügliche Kunde gemacht worden sind als beispielsweise in dem berühmten Gräberfeld von Hallstatt in Oberösterreich, nach dessen Inhalt eine große Kulturepoche als Hallstatt-Periode bezeichnet und als älteste Eisengezeit angeprochen worden ist.

Notizen.

— Ein märktisches Wandertheater. Die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung und die Schillertheater-Gesellschaft in Berlin haben sich zur Errichtung eines Wandertheaters, das in kleinen Ortschaften der Mark Brandenburg gute volkstümliche Stücke zur Aufführung bringen soll, entschlossen. Als Leiter des aus tüchtigen Kräften zusammengesetzten Ensembles ist Herr Dr. Geizer, früher Regisseur am Schauspielhaus in Düsseldorf, gewonnen worden. In den Spielplan der ersten Tournee, die am 21. Oktober beginnen soll, sind aufgenommen worden: „Minna von Barnhelm“, „Kabale und Liebe“, „Die Geschwister“ (Goethe) und „Der eingebildete Kranke“ (Molière) — beide Stücke an einem Abend — und „Der Herr Senator“. Eine oder mehrere Vorstellungen werden zunächst stattfinden in Altdöbern, Dahme i. M., Drossen, Finsterwalde, Friesack, Gassen, Ludenwalde, Lychen, Peitz, Strausberg, Templin, Treuenbriehen, Triebel, Wittenberge und Wittstock. Nähere Auskunft über die Bedingungen der Beteiligung an dem Wandertheater in anderen Ortschaften erteilt die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung, Berlin NW. 21, Lübeckerstr. 6.

— Der Pianist Alfred Reisenauer ist in Libau an einem Herzschlage gestorben. Er gehörte zu den bekannteren Vertretern der Liszt-Schule.

— S. Sienkiewicz, der polnische Romanschriftsteller, arbeitet zurzeit, wie polnische Blätter berichten, an einem Roman aus dem politischen Leben der Gegenwart. Die Gegensätze der nationalen und sozialistischen Arbeiterbewegung, die in Rußisch-Polen zu blutigen Kämpfen geführt haben, sollen den Hintergrund der Erzählung bilden.